

Das Fragment wurde durch Hanna Fischer-Lamberg mit überzeugenden Argumenten auf das Frühjahr 1770 datiert. Es steht in dem Konzeptheft auf den ersten drei Seiten der ersten Lage. Die Worte »ist das Stillschweigen Erlaubnis« stehen vor dem ersten Brief – es scheint sich um den Entwurf eines Briefes an Reich (20. Februar 1770) zu handeln, in dem zweimal vom Schweigen der Bewunderung die Rede ist. Auf das Fragment folgt der Entwurf eines Briefes an Augustin Trapp, der auf Juli 1770 datiert wird.

Von dem Fragment muß ursprünglich mehr vorhanden gewesen sein. Auf der Reise von Ems nach Düsseldorf gab G. das Manuskript Lavaters; am 16. und 17. Juli 1774 bezeugen Tagebuchnotizen die Lektüre. Die Paraliptomena (S. 194, 28 bis S. 195, 4) sind durch Lavaters Tagebuch überliefert.

Textgrundlage

Straßburger Konzeptheft; Fotokopie von Lavaters Tagebuchnotizen im Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

192 *1 Ariadne*: Auch im Französischen ist der Name ein Frauenname, so etwa als Form von Ariadne: Ariane (vgl. auch Monteverdis Oper »Arianna«, 1608). In Corneilles Tragödie »Ariane« (1672) wollte H. Fischer-Lamberg einen männlichen Helden entdecken – sie hat sich geirrt. Dennoch: der Briefschreiber ist ein Mann. – *9 superflüen*: oberflächlichen. – *26 Ansprache*: Anspruch. – *32 gehabt*: Lücke – ein verlorener Zettel muß die Verbindung hergestellt haben.

193 *9 kommuniziert*: mitgeteilt. – *30 Ca-o*: nicht sicher zu entziffern; früher als »Constanze Breitkopf« gedeutet. Wortspiel »Constanze« – »Beständigkeit« möglich.

194 *menaschieren*: mäßigen, sorgfältig mit etwas umgehen.

Die Leiden des jungen Werthers

(Entwurf)

Von zwei Entwürfen ist nur dieser erhalten geblieben (Goethe und Schiller-Archiv, Weimar). Er gehört zur ersten Fassung des Romans. Der Entwurf demonstriert, daß G. wohl nicht ohne Korrekturen in seinem Manuskript, nicht ohne einen wohlbedachten Plan gearbeitet hat, der allerdings nicht aufgezeichnet zu werden brauchte. Die Nähe zum Tagebuch ist auch bei diesem Entwurf offenkundig. Inhaltlich ging er in den vorletzten

Brief Werthers an Lotte und z. T. in den Herausgeberbericht ein. Von der »fleischfarbenen Schleife« (Text: »blafrote Schleife«) und den durch sie ausgelösten Assoziationen ist im Abschiedsbrief an Lotte die Rede.

Zur ersten Fassung

Meist haben die Stürmer und Dränger an eine Form des Romans anzuknüpfen versucht, an den Briefroman. Er schien der Entfaltung einer »inneren Geschichte« am ehesten zu entsprechen. Gleichzeitig tendierte der Versuch, auch im Roman das große Ich, den großen Kerl, die »Extremität« vorstellig zu machen, zu einer Verletzung der Regeln des Briefromans: Das außerordentliche Subjekt kann nicht wie bisher mit anderen »korrespondieren«, es stößt allenthalben auf den Widerstand der Konventionen, erfährt Widerspruch und schließt sich in den extremen Fällen (*Werther*, »Allwillt«) aus dem Zirkel der sympathetischen Kommunikation aus.

In Frankreich war der Briefroman nach Vorformen (Montesquieus »Lettres persanes«, Guilleraques' »Lettres portugaises«) durch Marivaux und Rousseau, in England zuerst durch Richardson zu einem außerordentlichen Instrument fiktiver Authentizität entwickelt worden. Die Romane deutscher Autoren wie Hermes (»Sophiens Reise von Memel nach Sachsen«, 1770-72) und Sophie von La Roche (»Geschichte des Fräuleins von Sternheim«, 1771) haben diese Möglichkeiten relativ spät aufgegriffen. Doch setzte sich der Typus des empfindsamdidaktischen Romans, der auch auktorial erzählt werden konnte, schnell durch; fast ein Drittel der um 1780 veröffentlichten Romane gehört zu diesem Typus. Seine Kennzeichen sind: Verbindung von empfindsamer Tugendlehre und Seelenanalyse, Brief oder Tagebuch als Spiegel für Psyche und Moral, Wahl einer »hohen« Stillage. Das Handlungsschema beschränkt sich meist auf die Verfolgung standhafter und tugendhafter Heldenin oder Helden durch Bösewichte – beim glücklichen Ende siegt das Gute über das Böse. Da die Repräsentation der sich bewährenden Tugend und der edlen Seele am besten in einer hervorgehobenen sozialen Stellung der Hauptfiguren zur Wirkung kommt, sind sie oft von Adel. Dabei handeln sie jedoch nach moralischen Prinzipien, die primär im Bürgertum entwickelt und befolgt worden sind. Gerade die im 18. Jahrhundert immer mehr zur Geltung kommende Neubestimmung des Moralbegriffs, der an die Stelle öffentlich-politischer Tugenden die häuslich-privaten setzt, läßt diese Romane zu Generationen von Privatpersonen, zu Familienromanen werden

(vgl. Richardson!). Im Gegensatz zum höfisch-historischen Staats- und Liebesroman und zum galanten Roman ist durch das neue moralische Paradigma der bürgerliche Leser viel eher in der Lage, sich der Identifikation zu nähern und so aktivieren zu lassen.

Die auch in der Romantheorie geforderte Kombination von Empfindungsdarstellung und moralischer Funktionsbestimmung ist nur von der empfindsamen Tendenz jener Jahrzehnte her zu verstehen. Ihr ideengeschichtlicher Ursprung ist die in der englischen und schottischen Philosophie entwickelte und von anglikanischen liberalen Geistlichen verbreitete Theorie des ›Moral Sense‹. Sie geht davon aus, daß jedem menschlichen Herzen ein ›natürliches Gesetz‹ des »immediate feeling and inner internal sense« eingeschrieben sei. Der Mensch wird als ein von Natur mit »benevolence« begabtes, geselliges Wesen verstanden, das sich den Affekten unter Mithilfe der Vernunft anvertrauen kann. Das moralische Gefühl ist Richter über Tugend und Laster, es erlaubt zwischen Gut und Böse so spontan wie das Ohr zwischen Harmonie und Disharmonie und wie das Auge zwischen Symmetrie und Asymmetrie zu unterscheiden. In der anhaltenden Diskussion über den ›Moral Sense‹ wurden im 18. Jahrhundert immer schlagendere Argumente gegen die Fundierung der Ethik im Gefühl vorgebracht. Adam Smith verzichtete auf diesen ›Sinn‹ und wählte ›Sympathie‹ als Mitgefühl mit jeder Art von Affekten zum Prinzip seiner Morallehre. In England, Frankreich und Deutschland war die Rezeption dieser Thesen sehr intensiv – kein Zweifel, daß auch die Autoren des Sturm und Drang damit vertraut waren. In Deutschland verstärkte die Emotionalisierung christlicher Lebenspraxis in der pietistischen Frömmigkeit die Aufnahme der empfindsamen Tendenz, die treffend als Genie zur Tugend bezeichnet wurde.

Für die Zeitgenossen gehörten Genie, Sturm und Drang und Empfindsamkeit in einen Zusammenhang. Im Leben wie in der literarischen Manifestation fanden diese Tendenzen nicht selten scharfen Widerspruch von seiten derjenigen Autoren, die einen kulturellen Grundkonsens bedrohten. Doch so wenig einleuchtend heute die ältere These erscheint, Sturm und Drang und Aufklärung ständen in einer grundsätzlichen Opposition zueinander, so wenig geht es an, die Sturm und Drang-Literatur pauschal von der empfindsamen Tendenz zu trennen. Nur zu oft tauchen auch hier die Maximen der empfindsamen und aufgeklärten Theoretiker auf, zwischen ›Kopf‹ und ›Herz‹ müsse das Gleichgewicht der Zufriedenheit, die

richtige ›Proportion‹ hergestellt werden. Selbst wenn diese Position häufig in Texten von Sturm und Drang-Autoren nur zitiert wird, um sie aus der ›Fülle des Herzens‹ aufzubeugen, so spielt sie als zeitgenössische Norm doch eine wichtige Rolle. So können etwa die Leidenschaften als Störungen des Gleichgewichts der Affekte verstanden werden; in Kants Kritik der Leidenschaften gelten diese als Krebschäden für die reine praktische Vernunft und behindern jede Wahl und Entscheidungsfreiheit. Nur die sanften Empfindungen wie Mitleid, die vermischten Empfindungen, zärtliche und moralische Empfindungen, Wohlwollen und Sympathie lassen sich in das System der Proportionalität integrieren. Enthusiasmus und Schwärmerei sind Trübungen der Erkenntniskraft, Empfindelheit gilt als überspannte Einbildungskraft, als ›Empfindnis‹ aus Phantasmen.

Auch Melancholie und Hypochondrie werden als ›Imaginationskrankheiten‹ und Übersteigerungen von Einbildungskraft und Selbstbeobachtung gewertet. Wenn hingegen in der wohlproportionierten Empfindsamkeit ein Ausgleich zwischen Selbstgefühl und Mitgefühl erreicht wurde, konnte Empfindsamkeit als Selbstgefühl der Vollkommenheit ihren höchsten Wert erreichen. In Blanckenburgs Romantheorie waren solche Überlegungen grundlegend: Der Roman sollte nach seiner Konzeption Empfindungsintensität und die menschliche Perfektibilität in eins setzen.

Hatte Blanckenburg in seinem ›Versuch über den Roman‹ (1774) noch Bedenken gegenüber der ›Einkleidung‹ eines Romans in Briefe geäußert, wurde er durch den *Werther*, das Werk eines ›Genies‹, eines besseren belehrt. Die Überzeugungskraft des Romans beruht nicht zuletzt darauf, daß Goethe auf die Polyperspektive des Richardson-Modells verzichtet, die Herausberufung eher dazu nutzt, um auf die Topoi der traditionellen Briefroman-Vorreden anzuspäzeln, denen es primär um Beglaubigung der ›Geschichte‹ geht. Dagegen setzt Goethe neben den distanzierenden Möglichkeiten des Herausgebers (Vorrede, Anmerkungen) alle Mittel der Leserlenkung ein, um die innere Geschichte eines Individuums möglichst zur empfindsamen Lektüre werden zu lassen. Die Appelle an bestimmte Reaktionen, die Empfehlung des Buches als Trost und Freund sind in der Literatur der siebziger Jahre ein Novum. Durch radikale Verkürzung des Zeitraums zwischen ›Handlung‹ und Schreibsituation wird eine außergewöhnliche fiktive Vergewärtigung des Augenblicks erreicht. Inversionen, Ellipsen, Ausrufe und Unterbrechungen der Niederschrift tragen dazu

bei. Die Opposition der Brieffolge zu »geordnetem« Erzählen signalisieren nicht zuletzt häufige Bemerkungen des Schreibenden über sein »unhistorisches« Vorgehen in der Entfaltung der äußeren und inneren Begebenheiten.

Da Goethe während der Arbeit an seinem Roman die empfindsame Tendenz nicht erfindet, sondern bereits auf eine breite Tradition englischer, französischer und deutscher literarischer Manifestationen zurückgreifen kann, fehlen die Topoi der moralischen Zärtlichkeit und Empfindsamkeit keineswegs. Das für die Ikonographie der Empfindsamkeit zentrale Bild Lottes im Kreis der Geschwister, jedem sein Brot reichend, ihre aufopfernde Tätigkeit als Krankenpflegerin verweisen auf den aktiven, die teilnehmenden Tränen und sehrenden Blicke auf den passiven, sympathetischen Aspekt, der sich auch in der nur andeutenden Rede (»Lösungsworte«) äußert. Werthers Geschenke für Kinder und Arme, seine Weichherzigkeit und Tränennähe lassen sich damit vergleichen. Goethes Roman ist durchsetzt mit literarischen Titeln und Texten; sie sind geheime Treffpunkte der sympathetischen Verständigung zwischen Lotte und Werther. Vom Gespräch über Romane und der »Vergötterung« Klopstocks über die Aneignung der patriarchalischen Welt Homers bis zur verdeckten Rede vom Tod in den Ossian-Texten des Schlusses reicht die empfindsame Funktionalisierung der Literatur. Im Gegensatz zu den an Prüfungssituationen für die Tugend orientierten Romanen der empfindsamen Tradition drängt Goethe die Bedeutung der Empfindsamkeit als »Fähigkeit stidliche Empfindungen zu haben« zurück. Die Verwendung pietistischer Prägungen wie »Freude meines Herzens« oder »Fülle des Herzens« kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieses oft »schauderndes« aus sich selbst brausende und stürmische Herz der empfindsamen Regulierung der Affekte widerspricht. Werther hält sein »Herzchen wie ein krankes Kind« und gestattet ihm jeden Willen; tatsächlich hat es Leute gegeben, und zwar gerade unter den maßvoll Empfindsamen, die ihm dies »verübelten«. Das Herz ist Werthers »einziger Stolz«, die Quelle »aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes«. Jedes Wissen ist potentiell jedem zugänglich – nur durch das Herz wird Werther zum einmaligen und unverwechselbaren Individuum.

Mit dem »vollen, warmen Gefühl« des Herzens möchte Werther die ganze Natur umfassen. Die in diesem Kontext häufigen Wortbildungen mit »All-«, die Affinität zu spinozistischen Gedanken, wenn die geschaffene Natur (natura naturata) in den innersten Bereich der natura naturans dringen und einen

Tropfen Seligkeit des alles aus und durch sich selbst schaffenden Wesens fühlen will, bringen »Natur« in Zusammenhang mit den extensiven Gefühls-Ansprüchen Werthers. Dem Verwirrtent zeigt sie sich nur noch »wie ein lackiertes Bildchen«.

Von solcher Ambivalenz ist auch sein Selbstgefühl bestimmt. Nur kurze Zeit kann Werther »seiner selbst genießen« und sich in das Gefühl ruhigen Daseins versenken. In Lottes Gegenwart glaubt er alles zu sein, was er sein kann – er betet sich dieser Liebe wegen an! Diese Gewißheit seiner selbst geht im Verlauf der Geschichte immer mehr verloren. Die Rückkehr in sich selbst führt nicht mehr in eine eigene Welt. Werther gesteht, daß er sich selbst fehle und nicht mehr zu sich selbst kommen könne. An die Stelle des Selbstgefühls der Vollkommenheit, von dem die Empfindsamen sprechen, tritt die schmerzliche Einsicht in den Verlust der »eigentlichen Gewißheit« des Daseins.

Dem Vorsatz für das neue Leben, das Gegenwärtige zu genießen und das Vergangene vergangen sein zu lassen, kann Werther nicht treu bleiben: Zunächst verliert er beim Gedanken an Lotte Zeit und Welt völlig, um bald von der Erinnerung an »jene Stunden« zu leben. Später ist die »vorige Welt«, der Pulsschlag des »damaligen Gefühls«, schon verloren. Die Gegenwart zeigt ihre verzehrende Kraft, das Herz ist tot »wie ein versiegter Brunnen, wie ein verflechter Eimer«. Werther weint trostlos »einer finstern Zukunft entgegen«. Die anfangs kritisierte Einbildungskraft wird nun zum göttlichen Geschenk, da sie die Erinnerung an die Fülle der Empfindung wachhalten kann.

Mit der selten erfahrenen, aber stets gesuchten »Fülle des Herzens« verbindet sich der Anspruch Werthers, alle seine Kräfte und Fähigkeiten ohne Einengung zu gebrauchen. Er dietiert im Zeichnen und Dichten, vertritt eine poetologische Konzeption, die das »garstige wissenschaftliche Wesen«, die »gewöhnliche Terminologie« und die Regeln überhaupt durch das Fühlen ersetzt. Homer, Ossian und zuletzt »Emilia Galotti« sind Spiegelungen seiner Seelengeschichte. Die an wichtigen Stellen des Anfangs und Endes stehenden Metaphern vom »Strom des Genies«, der so selten ausbreche und in hohen Fluten dahimbrause, weil er von den »gelassenen Herren« durch Dämme daran gehindert werde, und die Überschwemmung des Tales, in die Werther seine Leiden »hinabstürmen« möchte, charakterisieren den Entfaltungsdrang dieses Subjekts.

Natur, Kunst und v. a. die Liebe zu Lotte zeigen seine Entwicklung. Werthers Worte vom 30. August verraten, daß er in

einer für die Zeitgenossen wohl an Blasphemie grenzenden Weise nur noch in Lotte seine Existenz begründet sieht: »Ich habe kein Gebet mehr, als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her, sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr.« Für die Moralisten der Aufklärung, nicht zuletzt für die Populärphilosophen und Pädagogen der empfindsamen Tendenz, bedeutete dies Bekenntnis Absage an Vernunft und Harmoniedenken. Die Vertreter einer »Proportionalität« der Affekte lehnten die Ausschließlichkeit ab, mit welcher das geliebte Wesen als Grund aller Urteile und Gefühle figuriere. Der Ausgleich zwischen Selbst- und Mitgefühl werde dabei gestört. Auch Werther kann sich eine gewisse Egozentrik seiner Liebe nicht verborgen. Er spricht bereit aus, was ihm Lotte bedeutet – was er für Lotte ist, wird nur einmal hypothetisch von ihm selbst ange deutet: Sympathetische Übereinstimmung mit ihr »bei der Stelle eines lieben Buches« und in »hundert andern Vorfällen« gibt ihm wohl den Vorzug vor Albert. In derselben Ambivalenz erscheint die empfindsam sublimierte Sexualität. Werther be teuert, alle Begier schweige in Lottes Gegenwart. Sein Traum und die »wütenden Küsse« der Abschiedsszene decken die wahren Verhältnisse auf.

So treffen Werthers Bemühungen, die Einengung des Herzens zu sprengen, allenthalben auf *Einschränkung*. Der Begriff taucht häufig auf, etwa um Arbeit als bloße Bedürfnisbefriedigung und Beschaffung des Lebensunterhalts zu denunzieren. »Subordination« wird in Bildern vom zuschanden gerittenen, einst freien Pferd, oder vom Joch, in das man ihn geschwartz hat, und von der Galeere, an die er sich angeschmiedet fühle, verabscheut. Er erkennt die Notwendigkeit der Standesunterschiede im Absolutismus an, zumal er daraus selbst Vorteile für seine Karriere ziehen könnte. Dennoch spricht er von den »faktalen« und »wunderbaren« bürgerlichen Verhältnissen, wobei »bürgerlich« heute mit »gesellschaftlich« zu übersetzen wäre. Werther ist kein Revolutionär oder Sprecher eines in sich ja kaum konsistenten Bürgertums. Seine Kritik am »glänzenden Elend« des Adels und des Hofes, sein »Verdruß« in der »noblen Gesellschaft« des Grafen von C. richten sich gegen die Formen der sozialen Beschränkung, unter der auch die empfindenden Adligen leiden (der Graf, Frl. von B.). Trotz häufig bekundeter Liebe zum »Pöbel« oder »gemeinen Volk« ist Werther weit davon entfernt, einen Gedanken zur Veränderung dieser Verhältnisse zu formulieren. Die bürgerlichen (und adligen) Gebildeten – auch er gehört zu ihnen – nennt er die »zu Nichts

Verbildeten! Die Gesellschaftskritik Werthers ist rousseauistisch, aber nur scheinbar radikal.

Die Exzesse des Gefühls, die ihm von Lotte vorgeworfen werden, können nur metaphorisch als »Rebellion« verstanden werden. Er weiß selbst nur zu gut, wie schnell »das bißschen Verstand« versagt, wenn Verworfenheit, Leidenschaft, Trunkenheit und Wahnsinn herrschen. In seiner Rechtsfertigung beruft er sich auf alle »außerordentlichen Menschen«, die man immer als »Trunkene und Wahnsinnige« bezeichnet habe. Die Frage bleibt allerdings unbeantwortet, was Werther außer der Pflege seiner »wachsenden Leidenschaft« Großes gewirkt habe. So erscheint die Selbststützung als letzter Versuch, *Einschränkung* zu durchbrechen: »sich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.« Die unterlegte Folie der Passion Christi verdeutlicht immerhin Werthers Einsicht in die Unmöglichkeit, einen Opfertod zu sterben – trotz der auf dem Pult aufgeschlagenen »Emilia Galotti«, die sich für die Tugend opfern ließ. Er stirbt für sich.

Sein Spott über die Nüchternen und Weisen, Leidenschaftslosen und »Normalen« gilt zunächst Albert und Wilhelm, dem Freund. Durch beide Figuren war den zeitgenössischen Lesern entweder aufgeklärte Distanzierung oder aber, bei Ablehnung ihrer Position, noch intensivere Identifikation mit dem »Helden« möglich. Beide vertreten bürgerliche Moralität und konfrontieren den Freund mit ihr. Noch in der Ablehnung der Ordentlichen und Geschäftigen bleibt er den bürgerlichen Normen, den mittleren Ständen verhaftet. Viele Zeitgenossen sahen in ihm die Verkörperung des Schwärmer-Melancholikers, der mit Empfindung, Einbildungskraft, träumerischer Resignation die bürgerliche Konvention in Frage zu stellen schien. So nimmt es nicht wunder, daß der *Werther* von den empfindsamen Pädagogen nicht empfohlen wurde. Als erschreckendes Beispiel fehlgeleiteter Empfindsamkeit, der Empfindelei und schrankenlosen Leidenschaft durfte er gelten. Seine stürmische Subjektivität war ästhetisch zu verstehen, konnte aber, als zu partikulär, mit dem Gemeinwohl nicht vermittelt werden.

Selten hat wohl ein Roman so verschiedenartige Reaktionen provoziert wie der *Werther*.

Die biographischen Verhältnisse der Wetzlarer und Frankfurter Monate, die Zuneigung zu Charlotte Buff, die Freundschaft mit Johann Christian Kestner, die Umwerbung Maximiliane Brentanos und den Selbstmord Jerusalems stellt das 12. Buch von *Dichtung und Wahrheit* dar.

Am 30. Oktober 1772 erschloß sich G. s. ehemaliger Wetzlarer Kollege, der braunschweigische Legationssekretär Karl Wilhelm Jerusalem, mit 25 Jahren. Er konnte berufliche und soziale Konflikte sowie die unglückliche Liebe zu einer vertiereten Frau nicht mehr ertragen. G. bat um einen genauen Bericht der tragischen Ereignisse. Er bestätigte Kestner am 28. 11. 1772, die ausführliche Beschreibung von Jerusalems letzten Wochen und Tagen bis zum Selbstmord erhalten zu haben. Aber erst im Januar 1774 faßte er den Entschluß, unter Verwendung zahlreicher Details dieses Vorfalles einen Roman zu schreiben. Anfang Februar 1774 begann er mit der Niederschrift - in völliger Isolierung schrieb er den Roman in einem Zuge in vier Wochen. Im März war der Text abgeschlossen. Für die Produktivität des jungen G. ist es typisch, daß selbst umfangreiche Werke lange geplant, überdacht und konzipiert werden. Deshalb bemerkt der Autobiograph G. in *Dichtung und Wahrheit* ausdrücklich, der Werther sei ohne Schema und Vorarbeit entstanden. Richtig ist wohl, daß sich G. keinerlei schriftliche Skizzen anfertigen mußte; der Roman war in seinem Kopf bereits da. Im Mai wurde das Manuskript an den Verleger Weygand in Leipzig geschickt. In Frankfurt las G. am 23. und 28. Juni Lavater wahrscheinlich aus den Korrekturbogen vor; Lavater notierte in seinem Tagebuch unter dem 30. Juni in Ems den Abschluß der Lektüre des ersten Teils, unter dem 15. Juli den des zweiten Teils.

Zur Michaelismesse erschien die erste Ausgabe: *Die Leiden des jungen Werthers. Erster Teil. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1774* (S. 1-111). *Zweiter Teil. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1774* (S. 113-224). Der Roman, dessen Autor bald bekannt wurde, hatte einen ungeheuren Erfolg. Noch im selben Jahr brachte der Verleger einen Doppeldruck der Erstausgabe heraus. 1775 erschienen acht verschiedene Nachdrucke. 1775 brachte eine zweite achte Auflage einige Änderungen und Zusätze. Die spätere Fassung von 1786 ist in Bd. 2.2 vollständig abgedruckt.

Zur Entstehungsgeschichte

Johann Christian Kestner: An G. 2. November 1772:

»Jerusalem ist die ganze Zeit seines hiesigen Aufenthalts mißvergnügt gewesen, es sei nun überhaupt wegen der Stelle die er hier bekleidete, und daß ihm gleich Anfangs (bei Graf Bassenheim) der Zutritt in den großen Gesellschaften auf eine unangenehme Art versagt worden, oder insbesondere wegen

des Braunschweigischen Gesandten, mit dem er bald nach seiner Ankunft kundbar heftige Streitigkeiten hatte, die ihm Verweise vom Hofe zuzogen und noch weitere verdrüßliche Folgen für ihn gehabt haben. Er wünschte längst, und arbeitete daran, von hier wieder wegzukommen; sein hiesiger Aufenthalt war ihm verhaßt, wie er oft gegen seine Bekannte geäußert hat, und durch meinen Bedienten, dem es der seinige oft gesagt, wußte ich dieses längst. Bisher hoffte er, das hiesige Geschäft sollte sich zerschlagen; da nun seit einiger Zeit mehrerer Anschein zur Wiedervereinigung war, und man im Publiko solches schon nahe und gewiß glaubte, ist er, etwa vor 8 Tagen, bei dem Gesandten Falke (dem er bekannt und von dem Vater empfohlen war) gewesen, und hat diesen darüber auszufragen gesucht, den denn, obgleich keine völlige Gewißheit doch den Anschein und Hoffnung bezeuget.

Neben dieser Unzufriedenheit war er auch in des pfälz. Sekret. Hrd Frau verliebt. Ich glaube nicht, daß diese zu dergleichen Galanterien aufgelegt ist, mithin, da der Mann noch dazu sehr eifersüchtig war, mußte diese Liebe vollends seiner Zufriedenheit und Ruhe den Stoß geben.

Er entzog sich allezeit der menschlichen Gesellschaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerstreungen, liebte einsame Spaziergänge im Mondenscheine, ging oft viele Meilen weit und hing da seinem Verdruß und seiner Liebe ohne Hoffnung nach. Jedes ist schon im Stande die erfolgte Wirkung hervorbringen. Er hatte sich einst Nachts in einem Walde verirrt, fand endlich noch Bauern, die ihn zurechtwiesen, und kam um 2 Uhr zu Haus.

Dabei behielt er seinen ganzen Kummer bei sich, und entdeckte solchen, oder vielmehr die Ursachen davon, nicht einmal seinen Freunden. Selbst dem Kielmansegge hat er nie etwas von der Herd gesagt, wovon ich aber zuverlässig unterrichtet bin.

Er las viele Romane und hat selbst gesagt, daß kaum ein Roman sein würde, den er nicht gelesen hätte. Die fürchterlichsten Trauerspiele waren ihm die liebsten. Er las ferner philosophische Schrittsteller mit großem Eifer und grübelte darüber. Er hat auch verschiedene philosophische Aufsätze gemacht, die Kielmansegge gelesen und sehr von anderen Meinungen abweichend gefunden hat; unter andern auch einen besondern Aufsatz, worin er den Selbstmord verteidigte. Oft beklagte er sich gegen Kielmansegge über die engen Grenzen, welche dem menschlichen Verstande gesetzt wären, wenigstens dem Seini-gen; er konnte äußerst betrübt werden, wenn er davon sprach,

was er wissen möchte, was er nicht ergründen könne etc. (Diesen Umstand habe ich erst kürzlich erfahren und ist, deucht mir, der Schlüssel eines großen Theils seines Verdresses, und seiner Melancholie, die man beide aus seinen Mienen lesen konnte; ein Umstand der ihm Ehre macht und seine letzte Handlung bei mir zu veredeln scheint.) Mendelsohns Phädon war seine liebste Lektüre; in der Materie vom Selbstmorde war er aber immer mit ihm unzufrieden; wobei zu bemerken ist, daß er denselben auch bei der Gewisheit von der Unsterblichkeit der Seele, die er glaubte, erlaubt hielt. Leibnitzens Werke las er mit großem Fleiße.

Als letzthin das Gerücht vom Gouté sich verbreitete, glaubte er diesen zwar nicht zum Selbstmorde fähig, stritt aber in Thesen eifrig für diesen, wie mir Kielmansegge, und viele, die um ihn gewesen, versichert haben. Ein paar Tage vor dem unglücklichen, da die Rede vom Selbstmorde war, sagte er zu Schleunitz, es müsse aber doch eine dumme Sache sein, wenn das Erschießen mißbräute.

Auch einige Tage zuvor sprachen Brandten mit ihm von seinen weiten Spaziergängen, daß ihm da leicht einmal ein Unglück zustoßen könnte, wie zum Ex. vor einiger Zeit, da einer beim entstandenen Gewitter sich unter ein Gemäuer retirirte, und dieses über ihm eingestürzt wäre. Er antwortete: das würde mir eben recht sein. Dorthel verspricht ihm ein Kränzchen zu machen, wenn er hier stürbe. Er hat in Brandten's Hause sehr über Nieper geklagt, daß dieser gar nicht schriebe, er schäme sich zu ihnen zu kommen, da er immer nichts von ihm sagen könne. Mit einiger Hitze zu Annchen: Ja, ich versichere Sie, die Sünden meiner Freunde schmerzen mich. (Nieper war Ambeter der Annchen.) Zu Kielmansegge hat er von N. gesagt, dieser hätte eine Dreckseele; was man noch in der Welt machen sollte, wo man einen abwesenden Freund nicht einmal konservieren könne.

In diesen Tagen hat er mich, da er im Brandtischen Hause war, ins Buffische Haus gehen sehen (oder vielmehr es geglaubt, da es eigentlich ein anderer war,) und gesagt, mit einem besondern Ton: wie glücklich ist Kestner! wie ruhig er dahin geht!

Vergangenen Dienstag kommt er zum kranken Kielmansegge, mit einem mißvergnügten Gesichte. Dieser fragt ihn, wie er sich befände? Er: Besser als mir lieb ist. Er hat auch den Tag viel von der Liebe gesprochen, welches er sonst nie getan; und dann von der Frankfurter Zeitung, die ihm seit einiger Zeit mehr als sonst gefalle. Nachmittags (Dienstag) ist er bei Sekr.

Herd gewesen. Bis Abends 8 Uhr spielen sie Tarok zusammen. Annchen Brandt war auch da; Jerusalem begleitet diese nach Haus. Im Gehen schlägt Jerusalem oft unmutsvoll vor die Stürn und sagt wiederholt: Wer doch erst tot, – wer doch erst im Himmel wäre! – Annchen spaßt dartüber; er bedingt sich bei ihr im Himmel einen Platz, und beim Abschiednehmen sagt er: Nun es bleibt dabei, ich bekomme bei Ihnen im Himmel einen Platz.

Am Mittewochen, da im Kronprinz groß Fest war und jeder jemanden zu Gaste hatte, ging er, ob er gleich sonst zu Haus aß, zu Tisch und brachte den Sekr. Herd mit sich. Er hat sich da nicht anders als sonst, vielmehr munterer betragen. Nach dem Essen nimmt ihn Secret. Herd mit nach Haus zu seiner Frau. Sie trinken Kaffee. Jerusalem sagt zu der Herd: Liebe Frau Sekretärin, dies ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke. – Sie hält es für Spaß und antwortet in diesem Tone. Diesen Nachmittag (Mittwochs) ist Jerusalem allein bei Herds gewesen, was da vorgefallen, weiß man nicht; vielleicht liegt hierin der Grund zum folgenden. – Abends, als es eben dunkel geworden, kommt Jerusalem nach Garbenheim, ins gewöhnliche Gasthaus, fragt ob niemand oben im Zimmer wäre? Auf die Antwort: Nein, geht er hinauf, kommt bald wieder herunter, geht zum Hofe hinaus, zur linken Hand hin, kehrt nach einer kleinen Weile zurück, geht in den Garten; es wird ganz dunkel, er bleibt da lange, die Wirtin macht ihre Anmerkungen darüber, er kommt wieder heraus, geht bei ihr, alles ohne ein Wort zu sagen, und mit heftigen Schritten, vorbei, zum Hofe hinaus, rechts davon springend.

Inzwischen, oder noch später, ist unter Herd und seiner Frau etwas vorgegangen, wovon Herd einer Freundin vertrauet, daß sie sich über Jerusalem etwas entzweiet und die Frau endlich verlangt, daß er ihm das Haus verbieten solle, worauf er es auch folgenden Tags in einem Billet getan.

Nachts vom Mittewoch auf den Donnerstag ist er um 2 Uhr aufgestanden, hat den Bedienten geweckt, gesagt, er könne nicht schlafen, es sei ihm nicht wohl, laßt einheizen, Tee machen, ist aber doch nachher ganz wohl, dem Ansehen nach.

Donnerstags Morgens schickt Sekret. Herd an Jerusalem ein Billet. Die Magd will keine Antwort abwarten und geht. Jerusalem hat sich eben rasieren lassen. Um 11 Uhr schickt Jerusalem wiederum ein Billet an Sekret. Herd, dieser nimmt es dem Bedienten nicht ab, und sagt, er brauche keine Antwort, er könne sich in keine Korrespondenz einlassen, und sie sähen sich ja alle Tage auf der Diktatur. Als der Bediente das Billet unerbro-

chen wieder zurückbringt, wirft es Jerusalem auf den Tisch und sagt: es ist auch gut. (Vielleicht den Bedienten glauben zu machen, daß es etwas gleichgültiges betreffe.)

Mittags isset er zu Haus, aber wenig, etwas Suppe. Schickt um 1 Uhr ein Billet an mich und zugleich an seinen Gesandten, worin er diesen ersucht, ihm auf diesen (oder künftigen) Monat sein Geld zu schicken. Der Bediente kommt zu mir. Ich bin nicht zu Hause, mein Bedienter auch nicht. Jerusalem ist inzwischen ausgegangen, kommt um $\frac{1}{4}$ Uhr zu Haus, der Bediente gibt ihm das Billet wieder. Dieser sagt: Warum er es nicht in meinem Hause, etwa an eine Magd, abgeben? Jener: Weil es offen und unversiegelt gewesen, hätte er es nicht tun mögen. – Jerusalem: Das hätte nichts gemacht, jeder könne es lesen, er sollte es wieder hinbringen. – Der Bediente hielt sich hierdurch berechtigt, es auch zu lesen, liest es und schickt es mir darauf durch einen Buben, der im Hause aufwartet. Ich war inzwischen zu Haus gekommen, es mochte $\frac{1}{4}$ Uhr sein, als ich das Billet bekam:

›Dürfte ich Ew. Wohlgeb. wohl zu einer vorhabenden Reise um ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? J.‹

Da ich nun von alle dem vorher erzählten und von seinen Grundsätzen nichts wußte, indem ich nie besondern Umgang mit ihm gehabt – so hatte ich nicht den mindesten Anstand ihm die Pistolen sogleich zu schicken.

Nun hatte der Bediente in dem Billet gelesen, daß sein Herr verreisen wollte, und dieser ihm solches selbst gesagt, auch alles auf den anderen Morgen um 6 Uhr zur Reise bestellt, sogar den Friseur, ohne daß der Bediente wußte wohin, noch mit wem, noch auf was Art? Weil Jerusalem aber allezeit seine Unternehmungen vor ihm geheim traktiriet, so schöpfte dieser keinen Argwohn. Er dachte jedoch bei sich: ›Sollte mein Herr etwa heimlich nach Braunschweig reisen wollen, und dich hier sitzen lassen? etc.‹ Er mußte die Pistolen zum Büchenschäfer tragen und sie mit Kugeln laden lassen.

Den ganzen Nachmitag war Jerusalem für sich allein beschäftigt, kramte in seinen Papieren, schrieb, ging, wie die Leute unten im Hause hört, oft im Zimmer heftig auf und nieder. Er ist auch verschiedene Mal ausgegangen, hat seine kleinen Schulden, und wo er nicht auf Rechnung ausgenommen, bezahlt; er hatte ein Paar Manschetten ausgenommen, er sagt zum Bedienten, sie gefielen ihm nicht, er sollte sie wieder zum Kaufmann bringen; wenn dieser sie aber nicht gern wieder nehmen wollte, so wäre da das Geld dafür, welches der Kaufmann auch lieber genommen.

Etwa um 7 Uhr kam der Italiänische Sprachmeister zu ihm. Dieser fand ihn unruhig und verdrießlich. Er klagte, daß er seine Hypochondrie wieder stark habe, und über mancherlei; erwähnt auch, daß das Beste sei, sich aus der Welt zu schicken. Der Italiäner redet ihm sehr zu, man müsse dergleichen Passionen durch die Philosophie zu unterdrücken suchen etc. Jerusalem: das ließe sich nicht so tun; er wäre heute lieber allein, er möchte ihn verlassen. Der Italiäner: er müsse in Gesellschaft gehen, sich zerstreuen etc. Jerusalem: er ginge auch noch aus. – Der Italiäner, der auch die Pistolen auf dem Tische liegen gesehen, besorgt den Erfolg, geht um halb acht Uhr weg und zu Kielmansegge, da er denn von nichts als von Jerusalem, dessen Unruhe und Unmut spricht, ohne jedoch von seiner Besorgnis zu erwähnen, indem er geglaubt, man möchte ihn deswegen auslachen.

Der Bediente ist zu Jerusalem gekommen, um ihm die Stiefel auszuziehen. Dieser hat aber gesagt, er ginge noch aus; wie er auch wirklich getan hat, vor das Silbertor auf die Starke Weide, und sonst auf die Gasse, wo er bei Verschiedenen, den Hut tief in die Augen gedrückt, vorbei gerauscht ist, mit schnellen Schritten, ohne jemand anzusehen. Man hat ihn auch um diese Zeit eine ganze Weile an dem Fluß stehen sehen, in einer Stellung, als wenn er sich hinein stürzen wolle (so sagt man).

Vor 9 Uhr kommt er zu Haus, sagt dem Bedienten, es müsse im Ofen noch etwas nachgelegt werden, weil er sobald nicht zu Bette ginge, auch solle er auf Morgen früh 6 Uhr alles zurecht machen, läßt sich auch noch einen Schoppen Wein geben. Der Bediente, um recht früh bei der Hand zu sein, da sein Herr immer sehr akkurat gewesen, legt sich mit den Kleidern ins Bette.

Da nun Jerusalem allein war, scheint er alles zu der schrecklichen Handlung vorbereitet zu haben. Er hat seine Briefschafchen alle zerrissen und unter den Schreibtisch geworfen, wie ich selbst gesehen. Er hat zwei Briefe, einen an seine Verwandte, den Andern an Herd geschrieben; man meint auch einen an den Gesandten Höffler, den dieser vielleicht unterdrückt. Sie haben auf dem Schreibtisch gelegen. Erster, den der Medicus andern Morgens gesehen, hat überhaupt nur folgendes enthalten, wie Dr. Held, der ihn gelesen, mir erzählt:

›Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schwestern und Schwager, verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder; Gott, Gott, segne euch!‹

In dem zweiten hat er Herd um Verzeihung gebeten, daß er die Ruhe und das Glück seiner Ehe gestört, und unter diesem

teuren Paar Uneinigkeit gestiftet etc. Anfangs sei seine Neigung gegen seine Frau nur Tugend gewesen etc. In der Ewigkeit aber hoffe er ihr einen Kuß geben zu dürfen etc. Er soll drei Blätter groß gewesen sein, und sich damit geschlossen haben: Um 1 Uhr. In jenem Leben sehen wir uns wieder. (Vermutlich hat er sich sogleich erschossen, da er diesen Brief geendigt.)

Diesen ungefähren Inhalt habe ich von jemand, dem der Gesandte Höffler ihm im Vertrauen gesagt, welcher daraus auf einen wirklich strafbaren Umgang mit der Frau schreiben will. Allein bei Herd war nicht viel erforderlich, um seine Ruhe zu stören und eine Uneinigkeit zu bewirken. Der Gesandte, deutet mich, sucht auch die Aufmerksamkeit ganz von sich, auf diese Liebesbegebenheit zu lenken, da der Verdruß von ihm wohl zugleich Jerusalem determiniert hat; zumal da der Gesandte verschiedentlich auf die Abberufung des Jerusalem angetragen, und ihm noch kürzlich starke reprochen vom Hofe verurteilt haben soll. Hingegen hat der Erbprinz von Braunschweig, der ihm gewogen gewesen, vor Kurzem geschrieben, daß er sich hier noch ein wenig gedulden mögte, und wenn er Geld bedürfe, es ihm nur schreiben sollte, ohne sich an seinen Vater, den Herzog, zu wenden.

Nach diesen Vorbereitungen, etwa gegen 1 Uhr, hat er sich denn über das rechte Auge hinein durch den Kopf geschossen. Man findet die Kugel nirgends. Niemand im Hause hat den Schuß gehört; sondern der Franziskaner Pater Guardian, der auch den Blick vom Pulver gesehen, weil es aber stille geworden, nicht darauf geachtet hat. Der Bediente hatte die vorige Nacht wenig geschlafen und hat sein Zimmer weit hinten hinaus, wie auch die Leute im Haus, welche unten hinten schlafen.

Es scheint sitzend im Lehnstuhl vor seinem Schreibisch geschehen zu sein. Der Stuhl hinten im Sitz war blutig, auch die Armlehnen. Darauf ist er vom Stuhle heruntergesunken, auf der Erde war noch viel Blut. Er muß sich auf der Erde in seinem Blute gewälzt haben; erst beim Stuhle war eine große Stelle von Blut; die Weste vorn ist auch blutig; er scheint auf dem Gesichte gelegen zu haben; dann ist er weiter, um den Stuhl herum, nach dem Fenster hin gekommen, wo wieder viel Blut gestanden, und er auf dem Rücken entkräftet gelegen hat. (Er war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Rock mit gelber Weste.)

Morgens vor 6 Uhr geht der Bediente zu seinem Herrn ins Zimmer, ihn zu wecken; das Licht war ausgebrannt, es war

dunkel, er sieht Jerusalem auf der Erde liegen, bemerkt etwas Nasses, und meint er möge sich übergeben haben; wird aber die Pistole auf der Erde, und darauf Blut gewahr, ruft: Mein Gott, Herr Assessor, was haben Sie angefangen; schürtelt ihn, er gibt keine Antwort, und röchelt nur noch. Er läuft zu Medicis und Wundärzten. Sie kommen, es war aber keine Rettung. Dr. Held erzählt mir, als er zu ihm gekommen, habe er auf der Erde gelegen, der Puls noch geschlagen; doch ohne Hülfe. Die Glieder alle wie gelähmt, weil das Gehirn lädiert, auch herausgetreten gewesen; Zum Überflusse habe er ihm eine Ader am Arm geöffnet, wobey er ihm den schlaffen Arm halten müssen, das Blut wäre doch noch gelaufen. Er habe nichts als Atem geholt, weil das Blut in der Lunge noch zirkuliert, und diese daher noch in Bewegung gewesen.

Das Gerücht von dieser Begebenheit verbreitete sich schnell; die ganze Stadt war in Schrecken und Aufruhr. Ich hörte es erst um 9 Uhr, meine Pistolen fielen mir ein, und ich weiß nicht, daß ich kurzens so sehr erschrocken bin. Ich zog mich an und ging hin. Er war auf das Bette gelegt, die Stirne bedeckt, sein Gesicht schon wie eines Toten, er rührte kein Glied mehr, nur die Lunge war noch in Bewegung, und röchelte fürchterlich, bald schwach, bald stärker, man erwartete sein Ende.

Von dem Wein hatte er nur ein Glas getrunken. Hin und wieder lagen Bücher und von seinen eignen schriftlichen Aufsätzen. Emilia Galotti lag auf einem Pult am Fenster aufgeschlagen; daneben ein Manuskript ohngefähr Fingerdick in Quart, philosophischen Inhalts, der erste Teil oder Brief war überschrieben: *Von der Freiheit*, es war darin von der moralischen Freiheit die Rede. Ich blätterte zwar darin, um zu sehen, ob der Inhalt auf seine letzte Handlung einen Bezug habe, fand es aber nicht; ich war aber so bewegt und konsterniert, daß ich mich nichts daraus besinne, noch die Szene, welche von der Emilia Galotti aufgeschlagen war, weiß, ohngeachtet ich mit Fleiß darnach sah.

Gegen 12 Uhr starb er. Abends $\frac{3}{11}$ Uhr ward er auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben, (ohne daß er sezieret ist, weil man von dem Reichs-Marschall-Amte Eingriffe in die gesandtschaftlichen Rechte fürchtete) in der Stille mit 12 Lanternen und einigen Begleitern; Barbiergesellen haben ihn getragen; das Kreuz ward voraus getragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Es ist ganz außerordentlich, was diese Begebenheit für einen Eindruck auf alle Gemüter gemacht. Leute, die ihn kaum einmal gesehen, können sich noch nicht beruhigen; viele können

seitdem noch nicht wieder ruhig schlafen; besonders Frauenzimmer nehmen großen Anteil an seinem Schicksal; er war gefällig gegen das Frauenzimmer, und seine Gestalt mag gefallen haben etc.

Wetzlar, d. 2. Nov. 1772.«

Dokumente zur Wirkungsgeschichte

Verbot in Leipzig. Verbotsantrag der Theologischen Fakultät:

»Pro Memoria an die Churf. Bücher Kommission
Es wird hier ein Buch verkauft, welches den Titel führt, *Leiden des jungen Werthers* usw. Diese Schrift ist eine Apologie und Empfehlung des Selbst Mordes; und es ist auch um des Willen gefährlich, weil es in witziger und einnehmender Schreib Art abgefaßt ist. Einige gelehrte und sonst gesetzte Männer haben gesagt, daß sie sich nicht getrauet hätten das Buch durchzulesen, sondern es etliche mal wegelegt hätten. Da die Schrift also üble Impressiones machen kann, welche, zumal bei schwachen Leuten, Weibs-Personen, (Eindrücke machen kann, welche) bei Gelegenheit aufwachen, und ihnen verführerisch werden können; so hat die theol. Fakultät für nötig gefunden zu sorgen, daß diese Schrift unterdrückt werde: dazumal itzo die Exempel des Selbstmordes frequenter werden. Daher ich die Löbl. BücherKommission im Namen jener hierdurch ersuche, den Verkauf dieser Schrift zu verbieten, und dadurch üblen Folgen vorbeugen zu helfen.

Leipzig am 28. Jan. 1775.

D. Joh. August Ernesti, als d. Z. Decanus
der theol. Fakultät allhier.«

Verbotsantrag des Bücherkommissars an den Stadtrat:

»Illustris et Magnifice Domine Consul,
In begehendem Pro Memoria trägt E. Hochw. Theol. Fakultät allhier, durch ihren Decanum, Herrn D. Ernesti, auf ein Verbot der *Leiden des jungen Werthers*, an. Die Sache hat ihre Richtigkeit, daß dieses Buch eine Apologie des Selbstmords genannt werden könne, die in den Händen junger Leute, von ungebübten Sinnen, auch anderen dickblütigen Personen, um desto gefährlicher ist, da der V(erfasser) zu undeterminiert von dem Selbstmorde schreibt, und durch witzige und feine Wendungen seinen Leser ordentlich hinreißt. Ob es nun gleich mit dem Verbot, da das Buch bereits so sehr verbreitet ist, etwas zu spät zu sein scheint; so will ich doch meines Orts, dem petito der Herren Theologen gerne deferenen, und Eu. Wohlgeb. überlassen,

den debit des Buchs, etwa bei 10. Tlr. Strafe, allen Buchdruckern und Buchhändlern, bis auf weitere Verordnung, per Patentes, untersagen zu lassen.

Leipzig, den 30. Januar 1775. D. Carl Andreas Bel.«

Verbotsverfügung durch den Rat der Stadt Leipzig:

»Vigore Commissionis wird denen sämtlichen hier anwesenden Buchhändlern und Buchdruckern der Vertrieb einer, unter dem Titel: Die Leiden des jungen Werthers usw. im Druck erschienenen Schrift bei Zehen Taler Strafe, hierdurch, bis auf weitere Verordnung, ausdrücklich untersaget.

Sign. Leipzig, den 30. Januar: 1775

Churfürstl.: Sächsl. Bücher Commissarii.

allhier D. Carl Andreas Bel
Der Rat zu Leipzig«

Matthias Claudius. Aus: Der Deutsche, sonst Wandsbecker Bote. 22. Oktober 1774:

»Weiß nicht, ob's 'n Geschichte' oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Tränen recht aus'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' ist 'n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme *Werther!* Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach *Pareis* oder *Pecking* getan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange d'ran herum, bis er caput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich d'rauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine. – Aber, wenn du ausgeweinest hast, sanfter guter Jüngling! wenn du ausgeweinest hast; so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernemen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn *Freund Hain* mit der Hippe kommt.

Äßmus.«

Christoph Martin Wieland. Aus: Der Teutsche Merkur. Dezem- ber 1774:

»Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten, auszustehen hat-